

„Angehörige leiden stumm“

Vom Leben mit Abhängigen: Sozialmediziner Dr. Robert Stracke referiert im Arbeitskreis Sucht

VON FRAUKE SIEMS

BREMERVÖRDE. Über „Angehörige im Suchtsystem“ hat der Sozialmediziner Dr. Robert Stracke, Chefarzt des Fachkrankenhauses Hansenbarg, Rehabilitationsfachklinik für Abhängigkeitserkrankungen, am Dienstag im Arbeitskreis (AK) Sucht in Bremervörde informiert. Organisiert wurde die Veranstaltung im AOK-Gesundheitszentrum Bremervörde von Anne Müller, Leiterin der Suchtberatungsstelle des Vereins für Sozialmedizin (VSM) in Bremervörde. Neben den Vertretern der im AK vernetzten Einrichtungen, Ämter und Sozialdienste nahmen auch einige interessierte Bürger an der Vortragsveranstaltung teil.

Davon ausgehend, dass es in Deutschland etwa 1,7 Millionen Alkoholkranke gibt, sind etwa fünf bis zehn Millionen Menschen als Angehörige betroffen.

Begünstigt wird eine Alkoholabhängigkeit unter anderem durch frühe Prägungsprozesse und Lebensereignisse, körperlichen und/oder seelischen Missbrauch, mangelnde elterliche Anerkennung („Aus die wird sowieso nichts!“), wenig Selbstwertgefühl und die genetische Ausstattung. Letztere sei nie der „Haupt-

grund“ für ein Alkoholproblem, spiele aber „mit rein“, so Stracke. Auch ein Pflegefall zu Hause sei ein „maximaler Stressor“.

Bei Alkoholkranken sind die menschlichen Grundbedürfnisse nach Orientierung, Kontrolle, Bindung, Schutz und Selbstwert sowie Lustgewinn und Unlustvermeidung häufig schon im Kindesalter verletzt worden. Durch die Sucht würden umgekehrt auch die Angehörigen in ihren Grundbedürfnissen erschüttert. Durch den „chronischen Stress“, den sie erlebten, hätten sie außerdem ein hohes Erkrankungsrisiko.

Alkoholismus sei eine soziale Erkrankung: Das gesamte Umfeld sei mitbetroffen, erklärte Stracke. Kranke und Familien schämten sich, sie fühlten sich ausgegrenzt oder seien es tatsächlich. Dass Alkoholabhängige weder ein einheitliches Krankheitsbild noch ein einheitliches Konsummuster haben, erleichtert es den Angehörigen, das Problem zu leugnen. Und trotzdem: „Angehörige begreifen und leiden früher unter der Sucht als der Betroffene“, betonte Dr.

Stracke. „Sie leiden stumm und anfangs mehr“. Besonders Kinder seien betroffen: „Der Partner kann sich trennen, die Kinder nicht“, wie Anne Müller eingangs schon verdeutlicht hatte. Kinder aus Suchtfamilien seien „leichter stressbar“ als andere, sagte Stracke. „Die sind rums an der Decke“ und hätten ein erhöhtes Risiko, selbst abhängig zu werden.

Angehörige seien gut beraten, sich auf einen längeren Prozess einzustellen, unterstrich der Sozialmediziner. In der Regel dauere

es 15 Jahre, bis sich ein Abhängiger in Behandlung gebe. Heilung gebe es keine, Suchtkranke hätten „lebenslang“. Rückfälle seien keine Ausnahme, sondern die Regel. Und sie böten „Chancen zur Weiterentwicklung“.

Der Referent kritisierte den Begriff „Co-Abhängigkeit“, weil er die Schuld- und Schamgefühle von Angehörigen noch verstärke und Menschen pathologisiere, die helfen wollten und in nachvollziehbare Konflikte gerieten. Vertretbar findet der Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie den Begriff nur für die relativ kleine Untergruppe derer, die sich um des Partners willen selbst verlieren.

Die wichtigsten Behandlungshindernisse sind laut Stracke Schuld- und Schamgefühle. Angehörige sollten sich zusammmentun, sich abgrenzen und bei Fachleuten „praktische Tipps für den Alltag“ einholen. „Ohne das schönreden zu wollen“, erklärte der Facharzt: „Mit Druck und Leid können sich Dinge verändern.“

www.suchtberatung-row.de
www.hansenbarg.de

Referierte
am Dienstag im
Arbeitskreis Sucht:
Dr. Robert Stracke,
Chefarzt des Fachkrankenhauses
Hansenbarg. Foto:Siems

